

## Auf dem Wasser

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Ich hatte im vergangenen Sommer ein kleines Landhaus, ein paar Stunden von Paris entfernt, gemietet. Es lag dicht am Ufer der Seine und ich fuhr jeden Abend hinaus. Nach wenigen Tagen machte ich die Bekanntschaft eines meiner Nachbarn. Er war ein Mann in den dreißiger Jahren und eine der seltsamsten Erscheinungen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe. Er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für den Wassersport und brachte sein ganzes Leben am Wasser, auf dem Wasser oder im Wasser zu. Es kam mir oft vor, als müsse er in einem Boot zur Welt gekommen sein; ich bin jedoch ganz sicher, dass er einst in einem Boot sterben wird.

Als wir nun eines Tages am Seineufer spazierengingen, bat ich ihn, mir doch etwas von seinen Wasserfahrten zu erzählen. Dieser Wunsch bereitete ihm offenbar große Freude, denn er begann sofort höchst angeregt, lebhaft, beredt, ja mit fast dichterischem Schwünge zu plaudern. Er hatte nur eine große, mächtige, unwiderstehliche, heiße Liebe: den Fluss.

„Wenn Sie wüssten“, rief er aus, „wieviel Erinnerungen mich mit dem Fluss hier verbinden! Sie und alle Großstädter können gar nicht ahnen, was das eigentlich ist, ein Fluss! Aber hören Sie nur einmal einen Fischer an! Für ihn ist er ein geheimnisreiches, unergründliches und unerforschliches Wesen, ein Land voller Wunder und Traumgestalten, in dem man in der Dunkelheit Dinge sieht, die nicht sind, Klänge hört, die man noch nie vernommen hat, in dem man erschauert, wie man auf einem Friedhof erschauert, ohne zu wissen warum. Und er ist in Wahrheit auch ein trauriger, ja der traurigste aller Friedhöfe, und keine Grabmäler schmücken ihn.

Das feste Land ist für den Fischer begrenzt und eng, aber der Fluss im mondscheinlosen Dunkel einer Nacht ist ihm ein Reich ohne Grenzen. Der Seemann auf dem weiten Meer kennt diese Empfindung nicht. Das Meer ist wütend und wild und boshaft, doch es brüllt, heult, liegt offen da, das große Meer — der Fluss aber ist schweigsam und tückisch. Er grollt nicht, unhörbar gleitet er dahin, und diese ewigen gleichen Fluten des glatten Wassers sind fürchterlicher als die hohen Wogen des Ozeans.

Träumer haben uns erzählt, dass das Meer in seinem tiefen Schöße blauschimmernde Haine und Fluren berge, und dass dort die Ertrunkenen zwischen großen Fischen, seltsamen Bäumen, kristallinen Grotten umherwandeln. Der Fluss ist nur ein schwarzer Schlund, in dem seine Opfer im Schlamm vermodern. Doch schön ist er, wenn ihn der Glanz der aufgehenden Sonne bestrahlt, wenn er sanft gegen die flüsternden Schilfrohre am Ufer plätschert.

Und ich glaube, die Geschichten, die sich die schlanken Rohre leise zuraunen, sind schauriger als die finsternen Dramen, die uns aus dem furchtbaren Brüllen der Meereswogen entgegentönen.

Da Sie jedoch eine selbsterlebte Geschichte von mir hören möchten, will ich Ihnen ein seltsames Abenteuer erzählen, das ich vor nun ungefähr zehn Jahren hier auf dem Flusse bestanden habe.

Ich bewohnte schon damals das Haus der alten Frau Lafon. Mein bester Kamerad, Louis Bernet, hatte sich das Dörfchen C. — es liegt zwei Meilen flussabwärts von hier — zu seinem Sommeraufenthalt gewählt. Wir speisten jeden Tag zusammen, er bei mir oder ich bei ihm.

Als ich nun eines Abends ziemlich müde und allein von ihm nach Hause fahren wollte und mein zwölf Fuß langes Boot, das ich immer zu Nachtfahrten nehme, nur ziemlich mühsam weiter brachte, hielt ich da unten, vielleicht zweihundert Meter vor der Eisenbahnbrücke, im Schilf an, um zu verschlafen.

Das Wetter war herrlich. Volles Mondlicht war über den Fluss ausgegossen, die Luft still und mild. Die große Ruhe lockte mich, und ich sagte mir, dass es ganz hübsch wäre, an diesem friedlichen Plätzchen eine Pfeife zu rauchen. Gedacht, getan. Ich löste den Anker und ließ ihn in den Fluss hinab.

Die Strömung trieb das Boot noch ein Stückchen hinab, soweit die Ankerkette es zuließ, dann hielt es an. Ich setzte mich beim Steuer auf mein Lammfell und machte es mir so bequem, als es eben gehen wollte. Ringsum war kein Laut, kein Ton zu hören. Nur zuweilen schien es mir, als dränge ganz leise, fast unhörbar ein Plätschern vom Anschlagen des Wassers an das Ufer zu mir, und jedesmal kam es mir dann vor, als bewege sich das Schilf und schließe sich zu seltsamen Gestalten und Gruppen zusammen.

Der Fluss lag in unberührtester Ruhe da, ich selbst aber fühlte mich sonderbar bewegt von dieser stillsten Stille, die mich umgab. Denn es schwieg auch alles Getier, Frösche und Kröten, alle nächtlichen Musikanten der Sümpfe. Da begann plötzlich, rechts von mir, ein Frosch zu quaken. Ich fuhr auf. Der Frosch verstummte; wieder vernahm ich keinen Laut, keinen Ton, und ich begann, um meiner Stimmung Herr zu werden, ein wenig zu rauchen. Doch obwohl ich ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher war, wollte es heute seine Wirkung nicht tun, ja nach ein paar Zügen musste ich die Pfeife fortlegen, da ich spürte, dass sie mir schlecht bekam. Ich wollte singen. Der Ton meiner Stimme beunruhigte mich, und ich legte mich zum Schluss auf dem Boden meines Bootes nieder und sah

zum Himmel empor. Eine Weile lag ich so ganz ruhig, dann erschreckten mich jedoch leichte Bewegungen meines Fahrzeuges, es kam mir plötzlich vor, als schwanke es wild hin und her, treibe von einem Ufer zum anderen; dann wieder hatte ich das Gefühl, als werde es von einer unsichtbaren Macht in die Tiefe gezogen, dann wieder hinaufgeschleudert, um wieder nach unten gerissen zu werden. Jetzt aber glaubte ich ganz bestimmt zu spüren, dass ich wie in einem wilden Sturm umhergeworfen würde und allerlei eigentümliche, noch nie gehörte Geräusche vernähme. Ich sprang auf: silbern glänzend, in unbewegter Ruhe glitt das Wasser dahin!

Ich sah ein, dass meine erregten Nerven mir Bewegungen und Töne vorgetäuscht hatten, und beschloss, sofort nach Hause zu fahren. Ich zog an der Ankerkette, das Boot bewegte sich, bald stieß ich jedoch auf Widerstand. Ich zog stärker, der Anker wollte nicht herauf. Ohne Zweifel hatte er sich unten irgendwie festgehakt. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, es half nichts. Nun wandte ich mit dem Ruder mein Boot gegen die Strömung, um die Lage des Ankers zu verändern. Es war vergeblich, er saß fest. Voller Zorn rüttelte und riß ich wild an der Kette. Ohne jeden Erfolg, der Anker bewegte sich nicht um Haaresbreite. Entmutigt setzte ich mich nieder. Was war zu tun? Die Kette zu zerbrechen oder vom Boot loszulösen war unmöglich, denn sie war sehr stark und am Bug an ein Stück Holz von mehr als Armesdicke festgenietet. Da jedoch das Wetter schön war, tröstete ich mich mit der Aussicht, dass wohl bald ein Fischer kommen und mir bei meiner Befreiung helfen werde. Ich beruhigte mich ein wenig, setzte mich wieder nieder, rauchte meine Pfeife zu Ende und nahm aus meiner Rumflasche, die ich im Boot immer bei der Hand habe, ein paar Gläschen. Dann kam mir meine Situation mehr komisch als unangenehm vor. Es war ja warm und das Abenteuer konnte keinerlei üble Folgen haben, wenn ich auch die Nacht unter freiem Himmel zubringen musste. Plötzlich hörte und spürte ich, wie irgend etwas dem Boote einen leichten Schlag versetzte. Ich sprang auf und ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinab. Gewiss war ein Stückchen Holz, das die Strömung mit sich gerissen, die Ursache des Anpralles und Geräusches gewesen, doch genügte dieser kleine Vorfall, um mich wieder in einen eigentümlichen nervösen Zustand zu versetzen. Ich ergriff von neuem die Kette und bemühte mich verzweifelt, den Anker zu heben. Es ging nicht. Ganz erschöpft setzte ich mich wieder nieder. Ein weißer dichter Nebel war mittlerweile vom Flusse aufgestiegen und lastete so undurchdringlich auf der Oberfläche des Wassers, dass ich, wenn ich mich erhob, weder den Fluss noch das Boot, noch meine Füße sehen konnte. Schattenhaft bemerkte ich nur ein paar Schilffahnen und auf der von bleichem Mondlicht übergossenen Ebene ein paar große, sich aufwärts reckende schwarze Flecken — Gruppen italienischer Pappeln. Ich stak bis zur Hüfte in kreideweißer Watte, und als ich mich so sitzen sah, kamen mir die seltsamsten, phantastischsten Vorstellungen. Ich hatte das Gefühl, als versuche jemand in mein Schiffchen einzudringen und als sei der Fluss, der in einem undurchdringlichen Nebel dalag, so dass ich ihn gar nicht mehr sehen konnte, von sonderbaren Wesen belebt, die mich schwimmend umkreisten. Meine Unruhe wuchs zum Entsetzen, meine Schläfen hämmerten und mein Herz klopfte zum Zerspringen. Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart schwanden ganz dahin, ich dachte einen Augenblick lang daran, mich durch Schwimmen zu retten, doch gleich darauf erfüllte mich dieser Gedanke mit Schauern. Ich sah mich in dem dichten Nebel mit Wasserpflanzen und Schilf kämpfen, unwissend, wohin ich mich zu wenden habe, angstvoll stöhnend, weil ich weder das Boot noch das Ufer mehr erblicken konnte, und mit Grauen fühlend, dass mich etwas auf den Grund des schwarzen, stummen Wassers niederziehe.

Ich hätte auch wirklich wenigstens fünfhundert Meter stromaufwärts schwimmen müssen, um eine von Schilf und Wasserpflanzen freie Stelle finden zu können, und zehn gegen eins war zu wetten, dass ich, ein so guter Schwimmer ich auch war, in diesem Nebel nicht lebend aus den Umschlingungen der tückischen Gewächse herauskommen würde.

Ich versuchte nun mit aller Willenskraft mich zu beruhigen und zur Vernunft zu bringen. Ich wollte mich nicht fürchten, und doch war noch ein anderes in mir, außerhalb dieses Willens, und dieses andere hatte Furcht. Ich fragte mich ironisch, wovor ich denn Angst habe: mein tapferes Ich verspottete mein furchtsames Ich. Noch nie hatte ich so tief empfunden, dass es zwei Seelen in uns gibt, von denen die eine anders will als die andere und von denen bald die eine, bald die andere zur Herrschaft gelangt.

Jedenfalls steigerte sich die dumme, unerklärliche Angst und wuchs zum wilden Entsetzen. Unbeweglich, mit weit aufgerissenen Augen, lauschend angespannten Ohren lag ich da. Was erwartete ich? Ich wusste es nicht, doch musste es etwas Fürchterliches sein. Ich glaube, wenn ein Fisch aus dem Wasser emporgeschneilt wäre, das Grauen hätte mich überwältigt und mir das Bewusstsein geraubt.

Doch gelang es mir durch eine gewaltsame Willensanstrengung meiner Sinne, die mir den Dienst versagen wollten, wieder Herr zu werden. Ich ergriff die Rumflasche und trank in langen Zügen. Da kam mir der Gedanke, mit aller Kraft nach allen vier Himmelsrichtungen um Hilfe zu rufen. Ich tat es und hörte erst auf, als meine Kehle keinen Laut mehr von sich geben wollte. Dann horchte ich. — Stille — in weiter Ferne nur heulte ein Hund.

Ich trank von neuem und streckte mich dann der Länge nach auf dem Boden des Bootes aus. Eine, vielleicht auch zwei Stunden lang lag ich so regungslos, mit offenen Augen, von Schreckbildern umgaukelt. Ich wagte nicht aufzustehen, obgleich ich es sehnlichst wünschte. Fast jede Minute riss ich alle meine Willenskraft einmal zusammen und suchte mich anzueifern: Nun vorwärts! Auf! Und doch hielt mich die Furcht in einem starren Banne, der mir eine Bewegung ganz unmöglich machte. Endlich jedoch, allmählich, mit einer angstvollen Vorsicht, als koste mich ein Geräusch das Leben, reckte ich mich ein wenig auf und sah über Bord.

Ein wunderbares, zauberhaftes Schauspiel, rätselhafter und schöner, als ich je eins wieder gesehen, blendete

fast meinen Blick. Es lag vor mir wie das Gebilde einer Märchenwelt, wie eine überirdische Vision, wie eine der Landschaften, von denen uns die Reisenden, die aus fernen Ländern kommen, erzählen, und die wir anhören, ohne ihnen zu glauben.

Der Nebel, der vor vielleicht zwei Stunden über dem Wasser lag, hatte sich nach beiden Seiten zum Ufer hin verzogen und dort angesammelt und zu Hügelketten von sechs bis sieben Meter aufgetürmt, die im blendenden Mondlicht wie Schneegebirge schimmerten. Ruhig und gleichmäßig glitt die weiche, silberne Flut des Wassers zwischen den märchenhaften, weißen Gebirgen des Ufers dahin. Hoch über meinem Haupte schwebte der klare, große Vollmond an dem milchig blauen Himmel.

Alle Tiere des Wassers waren erwacht. Die Frösche quakten und die metallenen Stimmen der Kröten schickten ihre kargen, traurigen, einförmigen Klagelaute zum Himmel. Und seltsam, ich fühlte keine Furcht mehr — empfand nur alles als so ungewöhnlich und geheimnisvoll, dass mich nichts mehr in Erstaunen setzen konnte. Wie lange ich so saß und schaute, -weiß ich nicht, denn ich schlief doch endlich ein. Als ich die Augen wieder aufschlug, war der Mond untergegangen, der Himmel bewölkt. Das Wasser rauschte trübe, der Wind piff, es wurde kalt, es war dunkel.

Ich trank den Rest Rum aus und horchte zähneklappernd auf das Säuseln im Schilf und das monotone Anschlagen des Wassers. Ich versuchte Umschau zu halten, konnte jedoch die Hand vor den Augen nicht sehen.

Allmählich zerstreute sich die Finsternis ein wenig. Und plötzlich kam es mir vor, als zöge schattenhaft etwas an mir vorüber. Ich rief, eine Stimme antwortete. Es war ein Fischer. Auf meine Bitte kam er heran; ich erzählte ihm von meinem Missgeschick. Er legte sein Boot Bord an Bord mit dem meinigen, und wir zogen gemeinsam an der Ankerkette. Der Anker rührte sich nicht.

Der Tag graute — düster, regnerisch, frostig, als bringe er nur Unglück und Trauer. Ich bemerkte ein drittes Boot, rief es an, und sein Insasse vereinte seine Kräfte mit den unseren. Jetzt gab der Anker allmählich nach. Er kam hoch, aber ganz, ganz langsam und mit einem beträchtlichen Gewicht belastet. Endlich gewahrten wir eine schwarze Masse und zogen sie an Bord.

Es war der Leichnam einer alten Frau. Sie hatte einen großen Stein am Hals."